

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin

Band: 107 (1981)

Heft: 39

Rubrik: Von Haus zu Haus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ilse Frank

Zur Sache, Schätzchen!

«Antiquierte Ansichten?» lautete der rhetorische Obertitel eines Artikels, der mir via Presseagentur aufs Pult flatterte. Die Hauptüberschrift kündigte seriöse Aufklärung an: «Zum Umgang mit Frauen im Beruf.»

Mein Geist war augenblicklich hellwach, denn trotz redlichen Bemüh'ns um Ein- und Nachsicht ist mir Ilse als Arbeitnehmerin sporadisch ein Rätsel. Ich witterte die Bildungschance, weshalb ich mir strebsam zu Gemüte führte, was das unbekannte Wesen «MB.» ausgeknobelt hatte.

Während des Lesens weiteten sich meine Pupillen, fältelten sich meine Ohren: Ich zeigte Symptome baren Entsetzens.

Doch: Beginnen wir am Beginn! – wie der Engländer zu sagen pflegt. Es wäre nämlich äusserst unfair, den geneigten Leser(inne)n die biologische Einleitung vorzuenthalten, weil sie zu meiner Gemütsbewegung Entscheidendes beitrug: «Man kann auch heute noch nicht behaupten, die Frau sei zur Berufstätigkeit geboren.»

Selbstverständlich nicht, mur-

melte ich, Frauen sind zum Gebären geboren, und wer etwas anderes behauptet, handelt wider die Natur. – Oder ward jemals eine Sau, Kuh, Gans im Einsatz für die Industriegesellschaft gesichtet? Kaum. Erwerbstätig sind nur Rabenmütter – vorwiegend allerdings ledige.

Mit den Unverheirateten, und zwar mit denjenigen, die eine gewisse Zeitspanne bis zum Klammheimchendasein arbeitend überbrücken, hatte sich «mein» Autor – ich wette, es war ein Mann – speziell auseinandergesetzt.

Nach relativ wenigen Lehrsätzen stiess seine Studie zum Kern des Problemkomplexes vor:

«Nun, wem solche Aufgaben zufallen» (mit weiblichen Geschöpfen zu kutschieren – Ilse), «der sollte ... mindestens darüber orientiert sein, dass die Frauenseele anders geartet ist als der Geist und das Empfinden des Mannes.»

Warum die Seele dem Geist direkt gegenübergestellt wurde, da es doch um die Charakterisierung der Geschlechter ging, hätte ich liebend gerne erfahren – besonders in Erinnerung an meinen Grossvater, der stets mahnte: «Gleiches mit Gleichen vergleichen!»

Das Ungleiche musste mir gleichgültig sein, wollte ich den roten Faden nicht verlieren. Flugs lenkte ich meine von abstrakten Begriffen gebannte Aufmerksamkeit konkreten Buchstaben zu, geriet allerdings sukzessive auf die Ebene rosaroter Theorie:

«Es ist ... nicht immer von Nachteil, wenn bei wichtigen Entscheidungen auch das Gefühl mitreden darf.»

Wie tröstete mich MB.s Hinweis auf zarte Regungen! Ja, der Beste meinte es offenbar gut mit dem fleissigen Lieschen: «Wo sie ein Ziel sieht und dieses Ziel als erstrebenswert erachtet, setzt sie sich mitunter mehr ein als der Mann. Was aber viele Vorgesetzte nicht verstehen, das ist, ihr dieses Ziel klar zu schildern und in ihr den Wunsch zu wecken, es zu erreichen.»

Mir blieb die Hoffnung, das Trottelchen kapiere bald, worum es in höheren Etagen geht. Schrecklich, flüsterte ich, wenn sich der arme Boss grämte! Das wäre seiner Geduld bestimmt abträglich. Die Nerven aber sollte

er keinesfalls verlieren: «Der kluge Chef wird nicht mit Lob und Anerkennung sparen und ihr immer wieder sagen, wie froh er ist, eine so tüchtige Mitarbeiterin zu besitzen.» (Besitzen = Freud-scher Verschreiber?) «Vielleicht wendet er einmal statt des Lobes die Taktik des Tadelns an ...»

Abwechslung macht das Sklaveneleben süß! Süß-saures bot MB. auch dem Ladysitter: «Der Vorgesetzte darf freilich nicht vergessen, ihr mit Rat und Tat beizustehen, denn oft verliert die Frau bei allzu grosser Anstrengung den Kopf, was nicht ihre Schuld ist, sondern mit ihrem speziell weiblichen Denken und Fühlen zusammenhängt ...» usw. etc. pp.

«Antiquierte Ansichten?»
Fraglos!



«Meine Frau ist der glücklichste Mensch – sie versteht mich nicht!»

Die Kunstreise

Die schöne Kunstreise durch Oberitalien fiel mir ein, nachdem ich Ilses köstlichen Pressekonferenzartikel gelesen hatte:

Wir sassen startbereit im Auto-bus, der uns über die Grenze führen sollte, als plötzlich meine Nachbarin am Fenster merkte, dass sie sich im falschen Bus befand und fluchtartig das Weite suchte. Gleichzeitig betrat ein hochgewachsener Herr, Typ Giscard d'Estaing, in den besten Jahren den Autobus und sah sich nach einem Platz um. Ich bot ihm den freien Fenstersitz an. Sein leichtes Zögern und das Lächeln aller kümmerten mich wenig. Zu meiner Entlastung sei hinzugefügt, dass ich den Platz jedem angeboten hätte. Ein Fenstersitz sagt mir nichts, engt mich ein.

Man stellte sich vor: «Schmied» – der Name ist erfunden – «Geiger». Einmal mehr musste ich beteuern, nicht im geringsten mit dem Herrn Professor gleichen Namens verwandt zu sein. «Und Sie», fragte ich, «sind Sie Architekt?» Er lächelte amüsiert: «Mein Vater war's, und mein Sohn ist's.» Was kümmern mich Vater und Sohn, dachte ich, dich habe ich gefragt! Er aber sagte nur: «Sie sind wohl noch nicht lange Mitglied unserer Gesellschaft?» In der Tat war ich Neuling auf der ersten Gesellschaftsreise.

Mein Nebenan entpuppte sich als glänzender Gesprächspartner. Gescheit, humorvoll, witzig erzählte er Anekdoten und Bon mots. Die Stunden bis zur Mittagspause vergingen im Nu und aufs angenehmste. Dieser Reisepartner allein ist eine Reise wert,

sagte ich mir und setzte mich zum Mahl.

Am Tisch vernahm ich als erstes, wen ich mir da «skrupellos und unverschämt geangelt» hatte: den Präsidenten der Gesellschaft – «ein grosses Tier».

Wir nahmen wieder Platz im Bus. Ich kleinlaut und beschämter amüsiert: «Mein Vater war's, und mein Sohn ist's.» Was kümmern mich Vater und Sohn, dachte ich, dich habe ich gefragt! Er aber sagte nur: «Sie sind wohl noch nicht lange Mitglied unserer Gesellschaft?» In der Tat war ich Neuling auf der ersten Gesellschaftsreise.

Niemand legt uns Steine in den Weg, es sei denn, wir selber tun es, dachte ich. Ich gab mir einen gewaltigen Ruck und «behandelte» das «grossen Tier» wie vorher, wie meinesgleichen.

Ich habe es nicht bereut. Ich vernahm, dass mein «Partner» nach der Pensionierung einen Kochkurs besuchen wolle und sich schon darauf freue. Er habe,

sagte er, leider nur zwei Hobbys, Trompetenspielen und – eben Kochen. Seine Frau ziehe letzteres vor, einleuchtenderweise, ob-schon sie immer behauptete, nach seinem jeweiligen Wirken jemanden engagieren zu müssen, der die Küche wieder instand stelle.

Mein Vorschlag kam spontan: das Hobby mit der Zeit so auszubauen, dass das Instandstellen der Küche auch gleich drinliege. Das wäre Kunst! Das hatte ihm noch niemand zu sagen gewagt. Verblüfft schaute er mich eine Weile an und sagte dann, er wolle es überdenken.

Eine herrliche Reise war's – in jeder Hinsicht. Suzanne Geiger

Minderwertig

Während einiger Zeit kreuzte er meinen Weg, wenn ich morgens zur Arbeit ging. Schon von

weitem hörte ich seine Zoccoli über den Asphalt klappern. Dann erschien er unter dem letzten Laubenbogen: jung, milchkaffeebraun, die schwarzen Haare in viele Zöpfchen geflochten, eine muntere Melodie pfeifend. Ich kannte seine Herkunft nicht, sie delte ihn jedoch in Gedanken in der Karibik an und nannte ihn darum Caribo. Ich glaube nicht, dass mich Caribo je bemerkte; es war auch gleichgültig, der blosse Anblick dieses fröhlichen Burschen stimmte mich heiter.

Dann sah ich Caribo lange nicht mehr und vergass ihn.

Eines Mittags fuhr ich im Tram heimwärts, als der Fahrer in einer Kurve brusk bremste. Die Passagiere wurden unsanft geschüttelt. Ein Blick durchs Fenster offenbarte den Grund: Neben den Schienen stand Caribo und war eben dabei, in seinen Holzschuh zu schlüpfen, den er auf der Flucht vor dem nahenden Vehikel verloren hatte. Er grinste, glücklich darüber, der drohenden Gefahr entronnen zu sein. Dann klappte er eilig davon, ohne sich umzusehen.

Da hörte ich hinten im Wagen eine höhnische Stimme: «Um den wär's nicht schade gewesen!» Ich wandte mich um und wollte den, der das gesagt hatte, ins Auge fassen. Wollte ihn fragen, wie er zu diesem vernichtenden Urteil komme. Meine Blicke wanderten von einem zum andern, ohne den Gesuchten herauszufinden. Alle Mienen waren regungslos. Hatte denn niemand von dieser Ungeheuerlichkeit Notiz genommen? Oder wagte bloss keiner, etwas dagegen zu sagen? Oder hatte da am Ende einer für alle gesprochen? Genügt bereits ein andersartiges Aussehen, um von der Masse zum minderwertigen Individuum gestempelt zu werden, zu einem, um dessen Leben es nicht schade wäre?

Auf einmal wurde mir unheimlich zumute. An der nächsten Haltestelle stieg ich aus.

Annemarie A.

Chara lingua ...

Es war einmal ein Musiklehrer an einer höheren Schule in einer Schweizer Stadt. Der Name der Stadt sei verschwiegen, da es sich um eine wahre Geschichte handelt. Sie liegt einige Jahre zurück.

Jener Musiklehrer war sehr musikalisch, begabt, ein begeisterter Sänger. Er vermochte seine Schüler mitzureissen, was gar nicht selbstverständlich war. Im Schülerchor lernte man das wohlbekannte romanische Lied «Lingua materna». Wer hat die «Chara lingua della mamma» nicht schon gehört? Ein schönes

Lied, das im Engadin zum Volkslied geworden ist.

Es waren zwei Engadiner im Chor, zwei «Heruntergekommen», die den romanischen Text gut und gerne vorgesprochen hätten. Aber was sprach der Musiklehrer?

«Mit diesem schwierigen, fremden Text, den wir doch nie richtig lernen können, tönt das Lied so lahm, so harzig, es schleptt hoffnunglos. Wir werden nie zu einer schönen Interpretation kommen, schade um die Melodie! Singt deshalb einfach «Herkules-Hosenträger, Hosenträger-Herkules», immer abwechselungsweise, die Silbenzahl stimmt, den Text versteht sowieso niemand.»

Was Wunder, dass die Engadiner protestierten, streikten. Umsonst: dem Lehrer war nur der musikalische Ausdruck wichtig, was scherten ihn sentimentale Gefühle empörter Heimwehbündner!

Heute liest und spricht man viel vom Aussterben der romanischen Sprache. Man wirbt um Verständnis für die Sorgen und Nöte der Rätoromanen. Ob man dadurch wohl der Herkules-Hosenträger-Mentalität begegnen kann? Jener Ueberheblichkeit und Rücksichtslosigkeit der Stärkeren ...

Ich weiss, in Zürich, beispielsweise, finden an der Volkshochschule Romanischkurse statt. In diesem Sommer weilten 130 Erwachsene zwei Wochen lang in Samedan und lernten dort intensiv Puter. Es waren nicht die ersten – weitere werden dazukommen. Das ist schön und tröstlich.

Die romanischen Chöre singen die Texte ihrer Lieder korrekt, aber im Alltag ... Was folgt, denke ich wohl besser nur, sonst beschimpft man mich womöglich als Nestbeschmutzer. Im Alltag soll es Leute geben, denen Herkules-Hosenträger leichter über die Lippen geht als die Lingua materna. Zudem wähnen sie sich, mit der fremden Sprache «begabt», moderner, gebildeter und aufgeschlossener als jene, die hundsgewöhnlich romanisch sprechen. – Leider!

Dina

Schwatzologie

«Und worüber habt ihr geredet, du und die Else?» fragte die Frau den Mann im Bus. «Oh», sagte er, «über allerlei.» «Ich meine», bohrte sie weiter, «ob ihr diesmal über wirkliche, echte Probleme gesprochen habt oder nur so über Banalitäten.» Als er schwieg, sagte sie erhaben: «Dabei ist die Welt voller Unglück und ungeklärter Fragen, und ihr zwei schwatzt wie gewöhnlich.»

Ich wandte mich ab und schlich an meiner Haltestelle

schuldbewusst hinaus. Ich bin nämlich auch so eine, die nicht ununterbrochen von Hungersnöten und Aldous Huxleys Zukunftsvisionen spricht, sondern oft von meinem alltäglichen Kram. Kürzlich, als ein Terroranschlag Italien erschütterte, weisste ich zum Beispiel den ganzen Tag mit grossen Stoffmustern herum, denn unser altes Sofa muss leider neu überzogen werden. Ich besprach mit meinen Angehörigen wohl das schreckliche Ereignis im fernen Süden, aber auch eingehend, welche Schattierung von Grün unserem Wohnzimmer zuträglich sei. Und ich ass und trank und hörte die Wetterprognose und schwatzte mit meiner Nachbarin über die Misere des Fensterputzens. Für mich ein ganz gewöhnlicher Tag mit gewöhnlichen Gesprächen, und hätte ich sie nicht, ich müsste platzen.

Anders als der Erhabenen vom Bus gibt mir ein bilateraler Schwatz über den Gartenhag Gelegenheit, meinen Alltag zu bewältigen, der sich ja auch nicht immer in gemässigten Zonen bewegt. Aber dank diesem «small talk», wie die Engländer liebenswürdigerweise sagen, komme ich besser über die Runden, und vielleicht ist ein Gedankenaustausch über die kleinen Dinge das Salz jeder guten menschlichen Beziehung. Schliesslich – und hier mag die Erhabene vom Bus mitleidig lächeln – sind Small talks auch Schutz gegen die Schläge der Schlagzeilen, weil man nicht ständig geschwächt ist durch stilles Hinunterwürgen. Aber das ist schon höhere Schwatzologie und kann ungeheuer gelehrt umschrieben werden.

Im übrigen ist mir schleierhaft, wie Erhabene ihren Alltag meistern. Ertragen sie stumm und ohne Gegenwehr, wenn ihr Wasserhahn tropft, ihr Sohn heiratet oder ihre Zähne parodontosen? Die Schlauer unter ihnen holen sich Leibeigene, Disciples oder Handlanger, die sich mit ihren Banalitäten herumzuschlagen haben. Ich jedenfalls gehe jenen, die vorgeben, nur im Grossen reden und denken zu können, scheu aus dem Weg. Ich fürchte ihren Schlagschatten.

Tessa Daenzer

Ein Klub für jedermann

Es gibt bekanntlich nichts, das es nicht gibt. Zum Beispiel den Klub in Witikon, der «Altersfrischwettbewerbe für Hunde» organisiert. Da werden zehnjährige und ältere Hunde auf ihren Allgemeinzustand und ihre

Fitness geprüft – und hinterher prämiert.

Wir sind ein Land der Vereine und Klubs. Zürich und Umgebung scheint da ganz besonders «gesegnet» zu sein. In Zollikon gibt es einen Gartenklub: Man besucht gemeinsam Gärten, wie das in England üblich ist. Es gibt einen Museumsclub, einen Kunstklub – und natürlich einen Wanderklub.

Was ich mir wünsche und was es wahrscheinlich noch nicht gibt, ist ein Einzelgängerklub, ein Klub für Einzelgänger, für diejenigen, die gerne einmal allein wandern oder spazieren gehen.

Ein weiterer Vorschlag für einen Klub, den es wahrscheinlich in der Schweiz noch nicht gibt, den man also unbedingt gründen müsste, da in ihm alle, wirklich alle mitmachen könnten, ob reich oder arm, katholisch oder reformiert, Freisinnige oder PdAler, jung oder alt, schön oder von der Natur be nachteiligt, behindert oder nicht behindert, alle Schweizer und sogar Fremdarbeiter und Flüchtlinge könnten in «meinen» Klub eintreten, auch diejenigen, die von gar keinem Klub und von keinem Verein Mitglied sind, falls es das überhaupt gibt ... Mein Klub hiesse: «Klub ehemaliger Säuglinge.» *Hedy Gerber-Schwarz*



ein
edler
Tropfen
ohne
Alkohol

Merlino
Traubensaft

Ein **OVA**-Produkt